

unterschiedliche Organisationsmodelle heraus: Während sich das Hilfswerk in Kurhessen-Waldeck als zeitlich begrenzte Sondereinrichtung verstand, die eine traditionelle fürsorgerische und seelische Betreuung der Flüchtlinge gewährleisten wollte, bis dies von staatlichen Flüchtlingsprogrammen übernommen werden konnte, wollte die Kirche in Hessen-Nassau aktiv Sozialpolitik betreiben und durch gezielte Maßnahmen die Eigeninitiative der Flüchtlinge unterstützen. Während man in Kurhessen-Waldeck dem alt-hergebrachten Diakonieverständnis verhaftet geblieben sei, hätten die südhessischen Kirchenvertreter die Chance zu einer Neuorientierung der Diakonie und der Kirche überhaupt ergriffen. Es folgt ein detaillierter Überblick über die Hilfsleistungen, die sich von der »Ersten Hilfe in der Not« über Erholungsfreizeiten für Kinder, Mitarbeit im Suchdienst, Arbeitsvermittlung, Rechtshilfe und Auswanderungsberatung bis zu Sammlungen und Spendenverteilung erstreckten. Bei der Sammlung von Sachspenden und Geldern konnten weite Teile der Bevölkerung trotz eigener Not mobilisiert werden. Der Jugend- und Siedlungsarbeit des Hilfswerks ist ein besonderes Kapitel gewidmet, wurden doch gerade auf diesem Gebiet in Hessen-Nassau neue Wege beschritten. Im Mittelpunkt steht die große Flüchtlingssiedlung »Heilsberg« des Evangelischen Hilfswerks in Bad Vilbel und die dort geleistete Jugendarbeit.

Martina Skorvan kommt zu dem Fazit, daß die gewählten Organisationsweisen beider Hilfswerke sich insgesamt bewährt hätten. Durch die Anbindung an kirchliche Strukturen hätten sich klare Vorteile gegenüber der Arbeit staatlicher Stellen und anderer Wohlfahrtsorganisationen ergeben. Dadurch sei das deutsche Flüchtlingsproblem auch früh an die Weltöffentlichkeit gelangt und mit deren Unterstützung sei dem Hilfswerk die Durchführung zahlreicher Hilfsaktionen möglich geworden.

Vor allem zwei Impulse stellt die Autorin als wirkungsvoll heraus: Zum einen hätten beide Hilfswerke von Beginn an eine vorbehaltlose Aufnahme der Flüchtlinge propagiert – wie übrigens auch die hessische Landesregierung. Zum anderen hätten sie den Eingliederungsprozeß als einen vielschichtigen und komplexen Vorgang begriffen, der materiellen wie mentalen und psychischen Bedürfnissen gerecht werden mußte. Mit dem Erstarken staatlicher Stellen und säkularer Vertriebenenorganisationen gegen Ende der 1940er Jahre wurden die kirchlichen Handlungsmöglichkeiten deutlich eingeengt. Das Hilfswerk habe sich nun auf eine betont konfessionelle Arbeit zurückgezogen und sich damit vor allem der kirchlichen Eingliederung der Flüchtlinge verpflichtet gefühlt. So sei es hinter den ursprünglichen Ansatz, nämlich Hilfe für alle zu leisten, zurückgefallen. Die sehr sorgfältige und klar aufgebaute Untersuchung basiert auf intensiven Quellenrecherchen. Zu bedauern ist lediglich, daß die Autorin nur noch wenige Berichte gefunden hat, in denen die Pfarrer das Alltagsleben und die Konflikte zwischen Flüchtlingen und Einheimischen beschreiben. So erfährt man in der Arbeit sehr viel mehr über die Geschichte der beiden hessischen Kirchen in der Nachkriegszeit als über die Aufnahme der Flüchtlinge.

*Bernhard Parisius, Aurich*

Volker Ackermann, *Der »echte« Flüchtling. Deutsche Vertriebene und Flüchtlinge aus der DDR 1945–1961*, Universitätsverlag Rasch, Osnabrück 1995, 318 S., brosch., 56 DM.

In dieser Düsseldorfer Habilitationsschrift geht es um die ideengeschichtlichen Zusammenhänge und um die soziale Funktion des Bildes vom »echten« Flüchtling. Ihre Fragestellung gewinnt die Arbeit im Anschluß an die Historische Migrationsforschung. Dort werden – allgemein gesprochen – Wanderungen in den Zusammenhang der Ent-

wicklung von Bevölkerung, Wirtschaft und Gesellschaft eingebettet, damit die vielen Facetten und Ursachen gesellschaftlicher Prozesse erfaßbar werden. Übertragen auf die konkrete, dem deutsch-deutschen Systemkonflikt entsprungene Situation der frühen Bundesrepublik heißt dies: Für den westdeutschen Frontstaat im Kalten Krieg bedeutete die Massenabwanderung aus der nicht anerkannten DDR einen Zugewinn an politisch-ideologischer Legitimation. Daß politische Flüchtlinge im engeren Sinne unter den Zuwanderern in der Minderheit waren, spielte kaum eine Rolle. Im Gegenteil: In der Bundesrepublik stabilisierte sich das Idealbild vom »echten« Flüchtling als Norm der Innen- und Außenpolitik. In der politischen Debatte spiegelte sich mithin das bundesrepublikanische Selbstbild im Zeitalter des Ost-West-Konflikts. Der Kalte Krieg erzwang geradezu eine Politisierung des »DDR-Flüchtlings«. Nur so konnte das Individualschicksal als *pars pro toto* reklamiert und auf das Kollektivschicksal aller DDR-Bewohner übertragen werden.

Methodisch bezieht sich Ackermann auf Ansätze der Begriffsgeschichte: Analysiert werden konzeptions- und verhaltensbestimmende Leitbilder, die sich in Texten von Politikern, Beamten, Verbandsfunktionären, Wissenschaftlern, Geistlichen und Fürsorgern, also Sinnproduzenten und Vordenkern der Gesellschaft, finden lassen. »Die Art und Weise, wie die Tatsachen wahrgenommen wurden und wie diese Wahrnehmung politisches Handeln bestimmte, wird in dieser Arbeit analysiert. Es geht nicht darum, wer der Flüchtling wirklich war, sondern wie er den Westdeutschen erschien und welche handlungsrelevanten Bilder sie sich von ihm machten« (S. 17). Diese Frage nach den Interpretationsmustern versucht Ackermann durch vier Anläufe zu beantworten, wobei er sich im wesentlichen auf das Untersuchungsgebiet Nordrhein-Westfalen beschränkt. Im ersten Kapitel wird gefragt, wie die Rede vom »echten« Flüchtling aufkam, welche Bedeutung dabei Wissenschaftler und Politiker hatten und – vor allem – in welcher Weise dieses Konstrukt mit Blick auf das Ausland geformt wurde. Die Fluchtwelle im März 1953 und nach dem 17. Juni setzte die bundesdeutschen politischen Eliten in die Lage, das internationale Interesse erneut anzusprechen und auf die Notwendigkeit einer deutschen Wiedervereinigung hinzuweisen. Die folgenden beiden Kapitel handeln von »echten« und »unechten« Flüchtlingen aus der DDR. Hier wird das Fluchtgeschehen auch in die gesetzgeberischen Maßnahmen der Bundesrepublik, in das Notaufnahmegesetz und das Prozedere des Anerkennungsverfahrens eingebettet. Beim Anerkennungsverfahren wurden bald Kautelen (»besondere Zwangslage«) formuliert, weil die fortdauernde Entleerung der DDR im Westen einen nationalpolitisch motivierten »horror vacui« hervorrief. Anders und zugespitzt gewendet: Es bestand die Gefahr, daß die Wiedervereinigung sich ausschließlich auf dem Territorium des Weststaates vollzog. Immerhin kostete die Abwanderung nach Westen die DDR jährlich die Bevölkerung einer Großstadt von der Größe Kiels oder Bochums.

Das Notaufnahmeverfahren interpretiert Ackermann als Rollenspiel: Es war ihm zufolge ein bürokratisch inszeniertes Ritual, in dessen Verlauf Antragsteller, Ausschußmitglieder und diverse Zeugen unter einer asymmetrischen Kommunikationssituation Texte produzierten, wobei es darum ging, die Erwartungen an das offiziell propagierte Bild von den politischen Fluchtmotiven zu erfüllen. Insbesondere jugendliche Flüchtlinge, denen das vierte und letzte Kapitel der Arbeit gilt, avancierten zu »Meistern des Zwiedenkens«, wie Ackermann es in Verwendung der Orwellschen Diktion formuliert.

Ackermanns anschaulich geschriebene Arbeit stellt eine Erweiterung der bisherigen deutschen Forschung zu Flucht und Vertreibung dar, indem sie bewußt Ansätze der Historischen Migrationsforschung aufnimmt. Damit gelingt es ihm, die Selbstbezogenheit der älteren Forschung zu überwinden; auch an den bislang stets vorgezeichneten politischen Fronten muß er sich nicht aufhalten. Der Kalte Krieg ist vorüber – auch die Flüchtlings- und Vertriebenenforschung kann und sollte nun »historisiert« werden.

Ackermann hat damit angefangen, bleibt aber an einigen Stellen, von denen ich zwei andeuten möchte, auf halbem Weg stehen. Erstens scheint es mir mit einem Rekurs auf die traditionelle Begriffsgeschichte nicht getan. Man müßte das ganze Untersuchungsfeld einer viel breiteren und auch theoretisch reflektierteren Diskursanalyse unterziehen, die mehr zu sein hätte als eine Wiedergabe von Reden und Zeitungsberichten. Zweitens hieße das dann auch, die Makroebene, auf der sich Ackermann weitgehend befindet, zu verlassen, mehr in die Gesellschaft, in Mikroebenen, hineinzusehen und etwa zu fragen, ob es dort nicht eigentümliche soziale Praktiken, Dissens oder spezifische Aneignungen der »von oben« propagierten Normen und Verhaltensweisen gegeben hat. Ackermann stellt am Schluß zutreffend fest, daß der »echte« Flüchtling dem Kriterienkatalog des Aufnahmelandes entsprang und mithin eine zu politischen Zwecken gestiftete Kunstfigur war, die zur Verselbständigung tendierte (S. 284). Wie tief in mentale Prägungen hinein aber wirkte diese Kunstfigur und welche auch längerfristigen Werthaltungen stabilisierte sie nicht nur bei den »Eliten« und Sinnproduzenten, sondern gerade auch in der großen Masse der Bevölkerung?

*Edgar Wolfrum, Berlin*

Dieter Hanauske, »Bauen, bauen, bauen...!« Die Wohnungspolitik in Berlin (West) 1945–1961, Akademie Verlag, Berlin 1995, 1442 S., 78 Tab., 7 Schaubilder, geb., 298 DM.

Über den Wiederaufbau der deutschen Städte nach dem Zweiten Weltkrieg gibt es mittlerweile, nachdem das Thema bis in die 1980er Jahre hinein eher randständig erschien, eine große Zahl von Veröffentlichungen, darunter etliche hochkarätige Darstellungen. Das Buch von Hanauske über die Wohnungspolitik West-Berlins fügt sich in diese Literatur nicht nur ein, sondern setzt hinsichtlich der Breite des behandelten Spektrums und der Quellendichte neue Maßstäbe. Der Untertitel für die Veröffentlichung der 1990/91 vom Fachbereich Geschichtswissenschaft der Freien Universität Berlin als Dissertation angenommenen Arbeit ist dabei sogar zu bescheiden formuliert: Zum einen wird nämlich der erste Abschnitt der Nachkriegszeit bis 1948 für ganz Berlin behandelt – hier erwiesen sich die seit 1989/90 zugänglichen Protokolle des Magistrats als sehr aussagekräftig. Zum anderen werden über die Wohnungspolitik hinausgehend immer wieder Passagen zum realen Wohnalltag, zu Fragen der Architektur und des städtebaulichen Gesamtkonzepts eingestreut. Diese Unterbrechungen der über weite Strecken ja recht spröden wohnungspolitischen Materie erleichtern die Lektüre des dickleibigen Werks – wobei es ohnehin wohl weniger gelesen denn selektiv als »Handbuch respektive Nachschlagewerk« (S. 9) benutzt werden dürfte, wie Hanauske selbst einleitend bemerkt.

Auf etwa 200 Seiten beschreibt der Autor die Wohnungspolitik der ersten drei Nachkriegsjahre für die gesamte Stadt, die übrigens trotz der schweren Bodenkämpfe im letzten Monat des Krieges geringer zerstört war als etwa Hamburg oder die meisten Städte des Ruhrgebietes und der Rhein-Main-Region. Die Neuanfänge der Verwaltung für das Bau- und Wohnungswesen, die wohnungspolitische Gesetzgebung, Wohnraumbewirtschaftung, Mieterfragen, Enttrümmerung, die Materialnöte der Bauwirtschaft, die Bemühungen zur Instandsetzung und »Winterfestmachung« beschädigten Wohnraums und schließlich die Probleme der gemeinnützigen Wohnungsunternehmen werden angesprochen. Vieles davon ist aus anderen Lokalstudien – auch über Berlin – in den Grundzügen bekannt gewesen, wird hier aber aus kommunalpolitischem Blickwinkel noch detaillierter beleuchtet. Dies gilt z.B. für den in die Architekturgeschichte eingegangenen Scharoun-Plan (S. 103 ff., S. 115 ff.), für die spannende Frage des Umgangs mit den so-